

五



ROMAN

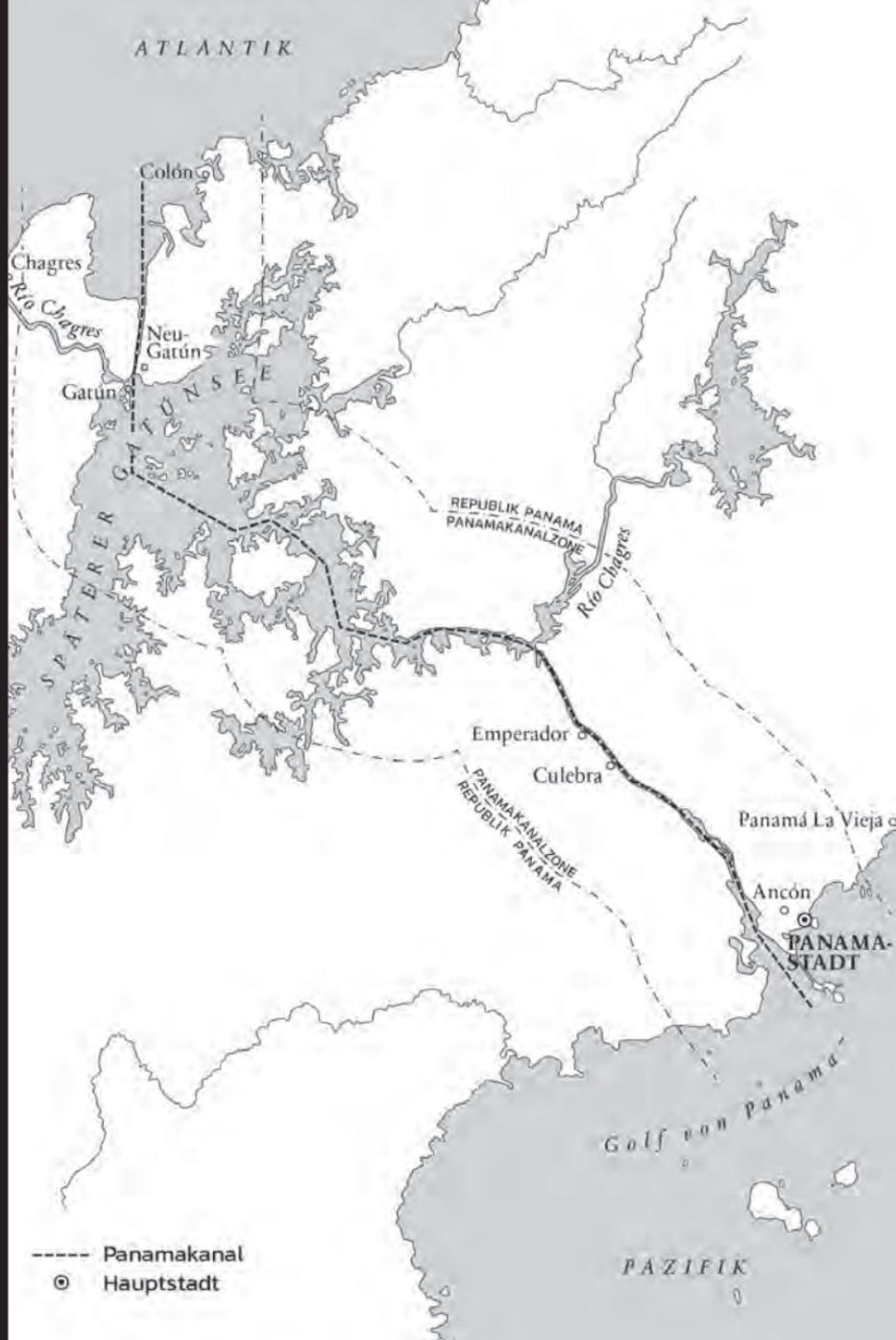
**CRISTINA
HENRÍQUEZ *DER
GROSSE
RISS***

BÜCHERGILDE GUTENBERG

AUS DEM ENGLISCHEN
VON MAXIMILIAN MURMANN

KARTE DER PANAMAKANALZONE · 1907 ·

Maßstab: 10 Meilen



- Panamakanal
- ⊙ Hauptstadt

GESUCHT!

VON DER ISTHMISCHEN KANALKOMMISSION

4000 tüchtige Arbeitskräfte für Panama.

2-Jahres-Vertrag.

Kostenlose Fahrt in die Kanalzone und zurück.

Kostenlose Unterkunft und medizinische Versorgung.

Arbeit im Paradies!

10–20 Cent Lohn pro Stunde.

Auszahlung alle zwei Wochen.

Bewerbung bei der Rekrutierungsstation
am Trafalgar Square, Bridgetown.

Alle Bewerber werden einer ärztlichen Untersuchung
und nötigen Impfungen unterzogen.

J. M. GRASSLEY
VERMITTLER, I.C.C.
1907

1

IRGENDWO VOR DER PAZIFIKKÜSTE Panamá's, auf dem ruhigen blauen Wasser der Bucht, saß Francisco Aquino allein in seinem Boot. Er hatte es selbst gebaut aus dem Stamm einer Zeder, entrindet und bearbeitet mit nichts als einer Steindechsel und einem gekrümmten Messer. Er hatte geschnitzt und geglättet, war mit der Hand über jede Oberfläche und Rundung gefahren, hatte wieder geschnitzt und geglättet, bis er diesen einen Stamm zu dem geformt hatte, was er für das prächtigste Boot auf dem ganzen Meer hielt.

Francisco saß da mit dem Paddel auf dem Schoß. Seine Knie waren angewinkelt, und seine nackten Füße standen flach auf dem Boden des Rumpfs, neben seiner Angelrolle und einem Holzeimer, mit dem er Wasser aus dem Boot schöpfte, wenn zu viel davon hereinkam. Sein Netz hing an der Seite herunter.

Jeden Tag außer Sonntag stand Francisco vor dem Morgenrauen auf, ging zum Ufer und band das Boot von seinem Pfahl los. Er ruderte durch die Wellen auf das Meer hinaus, und als er weit genug draußen war, sicherte er die Knoten an seinem Netz und ließ es fallen. Dann ruderte er wieder, ganz langsam, und hörte, wie das Wasser hickste, wenn er das Paddel herauszog und wieder eintauchte. Er musste mit genau der richtigen Geschwindigkeit vorankommen, um Widerstand für das Netz zu erzeugen. War er zu schnell, ließen

sich die Fische nicht täuschen. War er zu langsam, schwammen sie davon. Es war ein Balanceakt, aber Francisco hatte den Großteil seines Lebens in diesen Gewässern gefischt und wusste, was zu tun war.

Aus Osten kam eine Brise und zerzauste die Krempe seines Huts. Das Boot schaukelte sanft hin und her. Er wartete auf den richtigen Zeitpunkt. Das Wasser würde ihm sagen, wenn es so weit war. Francisco stupste den Eimer mit dem Fuß, dann stupste er ihn zurück. Vögel sausten über seinen Kopf hinweg. Er öffnete die Hände und studierte seine raue, schwielige Haut. An einem verregneten, sonnengesprenkelten Nachmittag vor langer Zeit hatte Esme seine Hände in ihre genommen und die Handflächen nach oben gedreht. Da ist eine Karte, hatte sie zu ihm gesagt, in den Linien deiner Hände. Eine Karte wovon, hatte er gefragt. Und was hatte sie nochmal gesagt? Er versuchte immer, sich zu erinnern, kam aber nie darauf.

Francisco ballte die Finger zu Fäusten und seufzte. Der Ozean erstreckte sich endlos um ihn herum und glitzerte in der frühen Sonne. Sein Boot krängte und schaukelte in der Stille.

Franciscos Sehvermögen war leider nicht mehr das, was es einmal war. Er blickte mit zusammengekniffenen Augen auf den Horizont hinaus, zu dem Ort, an dem eines Tages angeblich Schiffe, hundertmal größer als sein kleines Boot, in einer Schlange warten würden, bis sie an der Reihe wären, Panamá zu durchqueren. Er stieß ein Lachen aus. Es war eine lächerliche Idee, unmöglich zu glauben. Jeder Seemann und Entdecker, der je an diesen Ufern gelandet war, hatte davon geträumt, dass irgendwann Schiffe durch Panamá hindurchreisen würden, doch wie genau man von einem Ozean zum

anderen gelangen sollte, das wusste niemand. Schließlich stand das Rückgrat der großen Kordilleren im Weg, die direkt über den Isthmus verliefen, und bei all den wundersamen Dingen, die Francisco in seinem Leben zu Gehör gekommen waren, hatte er noch nie von einem Schiff gehört, das durch einen Berg hindurchsegeln konnte. Also würden sie die Berge zerschneiden, sagten sie, ihnen das Rückgrat brechen, und sobald dies geschehen wäre, würde das Wasser der Ozeane von beiden Enden heranrauschen und sich zu einer Passage vereinen. Ein wahnwitziger Traum. Nicht ein, sondern zwei Ozeane an einem Ort, an dem es seit Abermillionen Jahren nichts als Land gab. Wer könnte so etwas glauben?

Francisco schob die Hutkrempe hoch, kniff die Augen fester zusammen und versuchte die Phantome der Dampfer, Schoner, Schlachtschiffe und Boote zu sehen, all die Schiffe, die hier angeblich hindurchfahren würden. Er schaute, doch statt Schiffen sah er über dem Wasser allein den strahlend blauen Himmel. Vielleicht brauchte ein Mensch Glauben, dachte Francisco, um Dinge zu sehen, die nicht existierten, um sich eine Welt vorzustellen, die noch nicht geschaffen worden war. Doch seinen Glauben hatte Francisco, neben so vielen anderen Dingen, vor langer Zeit verloren.

2

AUF DER ATLANTIKSEITE, ungefähr bei der Mitte der gewundenen Küste Panamas, trudelte ein Schiff in den Hafen von Colón ein. Es war ein Raddampfer der Royal Mail mit hohen weißen Masten, der mit 23 000 Briefen unter Deck und gut 800 Passagieren an Bord aus Barbados gekommen war. Bei den Passagieren handelte es sich vorrangig um Männer, aus St. Lucy und St. John und Christ Church und jedem Parish dazwischen. Sie trugen ihre besten Anzüge und standen dicht gedrängt auf dem Deck, geklammert an Metalltruhen, Koffer und fieberhafte Hoffnung.

Zwischen ihnen saß die sechzehnjährige Ada Bunting, die Arme um die Knie geschlungen. Es war für sie das erste Mal auf einem Schiff, und während der gesamten sechstägigen Reise kauerte sie hinter zwei Hühnerkisten, die auf einem schwarzen Überseekoffer gestapelt waren, und betete, dass man sie nicht entdecken würde. An dem Morgen, an dem sie von Zuhause aufgebrochen war, hatte sie eine Nachricht auf ihrem Schreibtäfelchen aus der Schulzeit hinterlassen und dieses auf den Küchentisch gestellt, wo ihre Mutter es mit Sicherheit sehen würde, sobald sie aufstand. Dass sie nach Panama fahren würde, viel mehr stand dort nicht. Und dann, im frühen Morgengrauen, zog sich Ada ihre Gartenkleidung an – eine zerschlissene Hose und eine geknöpft Bluse –, trug den gepackten Leinensack den ganzen Weg bis zum Kai und

schaffte es, sich inmitten des Trubels unbemerkt an Bord zu schleichen.

Tag und Nacht gackerten, glucksten und krächzten die Hühner in ihren Kisten, und wenn Ada sie zu beruhigen versuchte, stellte sie fest, dass sie nur noch wilder gackerten. Sie mussten hungrig sein, dachte sie, also zerkrümelte sie ihnen am zweiten Tag ein paar der Cracker, die sie mitgebracht hatte, steckte die Krümel durch die Latten der Kisten und sah zu, wie die Hühner sie aufpickten. Davon wurden sie etwas ruhiger. Am dritten Tag fütterte Ada sie wieder mit Crackern und lauschte, wie sie zufrieden gurrten. Am vierten Tag teilte sie mit ihnen etwas von dem Zuckerapfel, den sie eingepackt hatte. Sie achtete darauf, erst alle Kerne herauszuholen. Am fünften schälte sie den Deckel einer Büchse Sardinen zurück, und nachdem sie die meisten selbst gegessen und das Salz von ihren Fingerspitzen geleckt hatte, fütterte sie die Hühner mit dem Rest. Bis zum sechsten Tag war ihr mitgebrachtes Essen komplett aufgebraucht. Das Einzige, was sie den Hühnern geben konnte, war das Versprechen, das ihre Mutter ihr stets gab: Der Herr wird sich kümmern. Sie musste glauben, dass es stimmte.

In dem Moment, als das Schiff zum Stehen kam, drängten alle von Bord. Ada wartete, bis sich die Menge etwas gelichtet hatte, aber selbst als sie sich erhob, schenkte ihr Gott sei Dank niemand auch nur die geringste Beachtung. Die Leute waren zu sehr damit beschäftigt, ihre Sachen zu sammeln und zu schauen, wie Panama jenseits der Segelboote und Palmen entlang des Ufers eigentlich aussah. Der Teil der Stadt, den Ada jenseits des Kais erkennen konnte, erinnerte sie an Bridgetown: Dort gab es eine Reihe zwei- und dreistöckiger Holzrahmenbauten mit Blick auf die Hauptstraße, Geschäfte mit

Markisen und Gebäude mit Schildern. Dass die Stadt so vertraut aussah, enttäuschte und erleichterte sie gleichermaßen.

Mit ihrem Sack in den Armen schob sich Ada mit allen anderen auf die Hafenseite. Ihr Hosenboden war klamm, doch dank der Hose, die ihre Mutter genäht hatte, fiel sie zwischen all den Männern nicht auf. Sie hatte auf der Reise auch Stiefel getragen, schwarze Lederstiefel, ein Geschenk von einem Mann namens Willoughby Dalton, der ihrer Mutter seit ungefähr einem Jahr den Hof machte. Von Zeit zu Zeit, meist sonntags, wenn er wusste, dass sie zu Hause waren, hinkte Willoughby mit einem neuen Präsent zu ihrer Tür – mit Wildblumen, Brotfrucht oder einer kleinen Tonschale. Ein paar Monate zuvor war er mit einem Paar schwarzer Stiefel angekommen. Sie waren an den Fersen abgenutzt und hatten ausgefranste Schnürsenkel, doch als Willoughby sie hochhielt, nahm Adas Mutter sie entgegen und sagte »Danke«, wie sie es jedes Mal tat, wenn Willoughby mit einem Geschenk kam. Und wie jedes Mal sagte Willoughby »gern geschehen«, und blieb auf der Veranda stehen, als hoffte er, hineingebeuten zu werden. Es war immer derselbe jämmerliche Tanz. Ihre Mutter nickte und schob die Tür zu, und erst als sie vollständig geschlossen war, drehte Willoughby sich wieder um und ging nach Hause.

Die Seile an den Masten schnalzten im Wind, die Menschen drängelten und schubsten. Als Ada den Steg erreichte, versteckte sie sich hinter einem Mann mit Klappstuhl, in der Hoffnung, dass der Stuhl sie vor den zwei weißen Polizisten abschirmen würde, die unten am Kai standen. Am Fuße des Stegs riefen sie »Arbeitszug! Zum Arbeitszug da lang!«, und deuteten in Richtung Stadt. Die Leute strömten vom Schiff in die besagte Richtung, und Ada hatte den Eindruck, dass es

am besten wäre, einfach dem Strom zu folgen, um nicht aufzufallen. Sie hatte es so weit geschafft, aber es bestand noch immer die Möglichkeit, dass einer der Polizisten Verdacht schöpfen würde – ein Mädchen, ganz allein unterwegs –, und wenn sie sie beiseitezögen und herausfänden, dass sie nicht bezahlt hatte, würden sie sie mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit zurück auf das Schiff bringen und nach Hause schicken. Ada drückte den Sack gegen ihre Brust, als sie auf den Pier trat und an den Polizisten vorbeiging. Selbst hinter dem Klappstuhl bekam sie mit, wie sich die beiden unterhielten. Der eine sagte zu dem anderen: »Teil dem Kapitän mit, dass die Fracht angekommen ist.« Sie war erst sechzehn Jahre alt, wusste aber schon, dass sie nicht von der Post sprachen.



Als Ada in den Zug stieg, der eigentlich nicht viel mehr war als eine Reihe luftdurchlässiger, holzgerahmter Viehwaggons, war er voll mit Passagieren vom Schiff, die Koffer, Körbe, Pflanzen und Kisten bei sich hatten. Sie schob sich bis zur hinteren Ecke des Waggons durch und klammerte sich mit einer Hand an eine Stange, mit der anderen an ihren Sack. Neben den Sardinen, Crackern und Zuckeräpfeln hatte sie zwei Paar Unterwäsche, ein Kleid, ein Fläschchen Mandelöl zum Glätten ihrer Haare, einen gesteppten Baumwollquilt von ihrem Bett und drei goldene Crowns eingepackt. Sie wünschte, sie hätte daran gedacht, mehr Essen mitzubringen, hatte sie aber nicht. Ihre Gedanken waren schneller als ihr Verstand, sagte ihre Mutter immer, und dort im Zug lächelte Ada, weil sie innerlich ihre Mutter schimpfen hörte, ihren besonderen Tonfall. Ihre Mutter hatte die Nachricht sicherlich schon gesehen, und Ada konnte auch innerlich ihre Reaktion

darauf hören – deutlich strenger –, darauf, dass sie allein nach Panama aufgebrochen war, wenn auch aus gutem Grund.

Ihre Schwester, Millicent, war krank und benötigte eine Operation, die sie sich nicht leisten konnten. Als Schneiderin verdiente ihre Mutter nicht viel, und Ada hätte sich selbst einen Job gesucht, nur war Arbeit in Barbados momentan schwer zu finden. Doch in Panama, sagten alle, sei es so leicht, Arbeit zu finden, wie Äpfel von Bäumen zu pflücken. Wenn alle anderen sie pflücken konnten, hatte Ada überlegt, warum nicht auch sie? Sie würde so lange bleiben, bis sie das Geld für die Operation beisammenhätte, dann würde sie zurückgehen.

Als der Zug losfuhr, betrachtete Ada die Gesichter um sich herum, so viele junge Männer in Anzügen, die genauso angespannt und erwartungsvoll aussahen, wie sie sich fühlte. Der Zug ratterte vorbei an der Stadt, über eine niedrige Brücke und durch einen dichten Wald, bevor er ein Feld erreichte, das weit genug war, dass man in der Ferne die dunkelgrünen Berge sehen konnte. Als er in der Nähe eines Städtchens zum Stehen kam, sprang eine Handvoll Männer ab und ging zu einer Reihe von Pfahlbauten. Ein Mann, dessen Sakko-Ärmel nicht einmal bis zu den Handgelenken reichten, schaute hinaus und sagte: »Hier sollen wir wohnen?«

Ein Mann in einer schmutzigen Khakihose und einem blauen Arbeitshemd lachte in sich hinein: »Was haste erwartet? Ein Luxushotel?«

Der Mann in dem zu kurzen Sakko zeigte auf die andere Seite der Schienen, zu einer Reihe gepflegter Gebäude, weiß gestrichen und mit grauen Zierleisten, und fragte, ob sie nicht dort wohnen könnten.

Der Mann in Arbeitskleidung lachte erneut. »Die sind Gold.« Er zeigte zu den Lagern: »Wir sind Silber.«

Als der Mann in dem zu kurzen Sakko verwirrt schaute, fragte der andere, ob er das nicht gewusst habe? Alles in der Kanalzone – Geschäfte, Zugwaggons, Speisesäle, Unterkünfte, Postämter und der Lohn – war aufgeteilt in Gold und Silber. Gold waren die Nordamerikaner, Und Silber, das waren sie.

In jedem neuen Dorf oder Städtchen sprangen mehr Männer ab. Der Zug leerte sich. Ada hatte keine Ahnung, wohin sie gehen sollte. Irgendwann trat ein Mann, der in ihrer Nähe stand, zu ihr heran und sagte: »Was ist mit dir? Hast du einen Platz zum Schlafen? In den Lagern haben nur weiße Frauen Zutritt, weißt du.«

Ada umklammerte ihren Sack.

»Aber ich hab einen Platz, wo du deinen Kopf hinlegen kannst.« Der Mann tätschelte seinen Oberschenkel.

Ada wandte sich ihm zu. »Eher würde ich mich in die Hölle legen«, sagte sie. Sie ließ die Stange los und ging auf die andere Seite des Wagens, und beim nächsten Halt sprang sie, so schnell sie konnte, ab – an einem Ort, der dem Rufen des Zugführers zufolge Empire hieß.



Die anderen Männer, die ebenfalls ausgestiegen waren, gingen an Ada vorbei zu den Lagern. Wenn es stimmte, dass sie dort nicht zugelassen war, wie man ihr gesagt hatte, müsste sie sich ein eigenes Lager draußen zwischen den Bäumen einrichten. Morgen würde sie versuchen, Arbeit zu finden, aber im Moment war sie so erschöpft, dass sie nur noch ihren Kopf hinlegen und sich ausruhen wollte. Zu Hause teilten sich Millicent, ihre Mutter und sie das Schlafzimmer im hinteren Teil des Hauses, und sie hatten mit Spelzen gefüllte Matratzen auf Gestellen, die ihre Mutter gebaut hatte. Wie schön

wäre es gewesen, jetzt in diesem Bett zu liegen, sich langzumachen, die Arme über dem Kopf zu verschränken und die Zehen zu strecken. Sie würde sich allerdings damit begnügen müssen, ihren Quilt auf dem Boden auszubreiten, wenn sie nur eine Stelle fände, die dafür groß genug wäre.

Einige Schritte tiefer im Wald wurde die Luft kühler, und es roch nach Leben. Ada hörte es überall schleichen, knirschen, pfeifen und klopfen. Wo immer sie hinkam, war der weiche Boden von Zweigen und Moos, blühenden Sträuchern und Baumstämmen bedeckt. Sie schob Farnwedel beiseite, fand dahinter jedoch nichts als Pfützen und Schlamm. Nirgends war eine trockene Stelle zu sehen. Je weiter sie ging, desto dunkler wurde es, und sie war so müde, dass sie sich am liebsten einfach ins Gebüsch hätte fallen lassen, als sie zwischen den Bäumen auf einmal etwas entdeckte, das wie ein Güterwagen aussah. Er war verrostet und verfallen, halb verdeckt von Ranken und einem Schleier aus dichtem Gestrüpp, die Hinterräder im Matsch versunken, komplett schief. Sie stand eine Weile da und schaute, ob noch jemand da war, aber sie hörte nur das Geraschel der Tiere in den Bäumen. Sie trat näher und rief laut: »Hallo?« Als niemand antwortete, ging sie bis zu der offenen Tür, die sich auf Höhe ihres Kopfes befand und probierte es noch einmal. Sie streckte die Hand aus und klopfte dreimal auf den Boden und wartete. Noch immer nichts. *Der Herr wird sich kümmern*, dachte sie, kletterte hinein und legte sich hin.



Am Morgen waren Adas Ohren erfüllt vom Surren und Ticken der Insekten. Sie setzte sich langsam auf und sah sich um, erinnerte sich, wo sie war. Sonnenlicht sickerte durch die

Spalten der Holzbretter und spendete genug Licht, dass sie das ganze Innere des Waggons sehen konnte. Außer Spinnweben und haufenweise verstreuter Blätter gab es allerdings nicht viel zu sehen.

Ada hatte in den Kleidern geschlafen, die sie auf dem Schiff getragen hatte, und jetzt waren sie von der feuchten, stickigen Luft so klamm, dass sie ihr an der Haut klebten. Aus ihrem Sack, der neben ihr lag, holte sie das Patchworkkleid aus braunen und gelben Quadraten, das ihre Mutter genäht hatte, und wechselte die Kleidung. Sie stand auf, zog die Ärmel bis zu den Handgelenken hinunter und strich die Falten über ihrer Taille glatt. Sie schlüpfte in ihre Stiefel, spuckte in die Hand und beugte sich vor, um den Schlamm von den Spitzen zu reiben. Dann nahm sie ihren Sack. Das trockene Kleid und die sauberen Stiefel waren ein Anfang. Jetzt musste sie etwas zu essen finden, und Arbeit.



Im Wald nieselte es. Tiefer Nebel hing in der Luft. *Irgendwo da draußen*, dachte Ada, *muss es etwas zu essen geben*. Bei Tageslicht sah sie Dinge, die in der Nacht nicht zu sehen gewesen waren: Ranken und Schlingpflanzen, die von den Ästen hingen, schwertförmige Blätter, die mit Farnen verflochten waren. Ringsherum war alles stechend grün: olivgrün, jadegrün, smaragdgrün, limettengrün; das Grün verlor sich im Schatten, das Grün leuchtete in der Sonne. Sie ging durch grüne Vorhänge und über grüne Teppiche, in der Hoffnung, etwas zu finden, das sie erkennen würde – Jackfrucht, Seetrauben oder Papau – und von dem sie wüsste, dass sie es essen könnte. In Panama, so hatte sie gehört, gebe es Bananen im Überfluss, und sie schaute hoch in die Bäume, ob dort welche waren. Zu

Hause wäre es einfacher gewesen. Zu Hause wusste Ada, welche Bäume Früchte und welche Sträucher Beeren trugen, so reif, dass man sie zwischen den Zähnen platzen lassen konnte. In dem Beet hinter dem Haus bauten sie Mais, Pfeilwurz, Maniok und Kräuter an und aßen ihre Ernte oder tauschten sie manchmal auch mit den Nachbarn. Der beste Tausch war, als ihre Mutter Maiskolben gegen Kirschen eintauschte, die Mrs.Callender von dem Baum in ihrem Garten gepflückt hatte – die süßesten, saftigsten Kirschen von ganz Barbados, behauptete Mrs.Callender –, und als Ada sie aß, wusste sie, dass Mrs.Callender die Wahrheit sagte. Beim Gedanken an die Kirschen lief Ada das Wasser im Mund zusammen. Hier draußen im Wald musste es doch etwas zu essen geben, und sie musste wahrscheinlich nur lang genug danach suchen, doch ihr Magen knurrte, und ihr Kleid, das sich in trockenem Zustand so gut angefühlt hatte, war jetzt vom Regen durchnässt, und ihre Stiefel waren wieder von Matsch bedeckt, und sie hatte keine Geduld, was eine ihrer schlimmsten Eigenschaften war, wie ihre Mutter sagte, denn Ada wartete nie lange genug, bis die Dinge zu ihr kamen.



In der Stadt herrschte reges Treiben. Ada ging auf die andere Seite der Schienen, die Empire in zwei Teile teilten, und lief über die gepflasterten Straßen der amerikanischen Seite, in der Hoffnung, dort Hinweise auf Arbeit zu finden, und natürlich auch Essen. Die Fahnen, die von den Balkonen hingen und im Wind wehten, verrieten ihr, wessen Seite es war. Sie hatte die Flagge der Vereinigten Staaten noch nie in echt gesehen, obwohl sie einmal ein Bild davon in einem Atlas erblickt hatte, und zwar in der Mädchenschule, die sie und Millicent

besucht hatten. Es war in demselben Atlas – ein übergroßes Heft, dessen Seiten mit einem Faden zusammengehalten wurden –, in dem Ada auch zum ersten Mal eine Karte von Barbados gesehen hatte. Während sich die Karte der Vereinigten Staaten über zwei volle Seiten erstreckte, nahm ganz Barbados nur die untere Hälfte der linken Seite ein. Davor war ihr nicht in den Sinn gekommen, dass Barbados kleiner war als irgendein anderer Ort auf der Welt. Aber nachdem sie es gesehen hatte, fragte sie sich, wie es wohl wäre, woanders hinzugehen. Soweit sie sich erinnerte, war jeder aus ihrer Familie auf Barbados geboren und dort geblieben. Kurz nach Adas Geburt hatte ihre Mutter die Zuckerplantage verlassen, auf der sie ihr ganzes Leben verbracht hatte, und die Geschichte dieses Weggangs hatte sie Ada und Millicent viele Male erzählt – jedes Mal mit Stolz. Wenn Ada sie hörte, dachte sie immer dasselbe: Ihre Mutter hätte überall hingehen können. Als sie die Plantage verließ, hätte sie auf die andere Seite von Barbados gehen oder auf die andere Seite der Welt fahren können. Doch in dem Moment, in dem alles denkbar gewesen wäre, ging ihre Mutter bis kurz hinter die offizielle Grenze Bridgetowns und ließ sich erneut nieder. Sie hatte die Grenze überschritten, aber nur mit einem Zeh. Sie hatte ihre Welt klein gehalten, und jetzt, all die Jahre später, hatte ihre Mutter nichts jenseits dieser Welt, nicht einmal einen Traum, soweit Ada wusste.

Die von zweistöckigen Häusern und Geschäften gesäumte Straße war voller Kutschen, Eselskarren und Menschen, die durch den Nieselregen eilten. Die Frauen trugen Sonnenschirme, und die Männer hatten Hüte auf. Ada hatte keines von beidem, und obwohl ihre Haare wie üblich zu einem Dutt gebunden waren, hatte sie sich nicht die Mühe gemacht,

ihn nach dem Aufstehen zu richten, und in Verbindung mit dem Regen hieß das vermutlich, dachte sie lächelnd, dass sie wie eine Vogelscheuche aussah. Früher war sie immer diejenige gewesen, die Dreck auf dem Kleid und Schorf an den Ellbogen hatte, und Haare, die sie sich zu kämmen weigerte, außer es war Sonntag und Zeit für die Kirche, und selbst dann kämmte sie sich nicht wegen Gott, sondern wegen ihrer Mutter.

Nachdem Ada der Reihe nach an einer Druckerei, einem Friseursalon und einer Schmiede vorbeigekommen war, hatte der Regen aufgehört. Ihr Magen knurrte. Irgendwo musste es einen Markt geben, vielleicht auf der anderen Seite der Schienen. Mit ihrem Sack in den Armen blieb sie auf der Straße stehen und überlegte, ob sie zurückgehen und nach einem Markt suchen sollte, als ein Mann, der bei einer Gasse stand, in ihre Richtung pfiiff. Sie hätte sich weggedreht, wenn er nicht auf eine hölzerne Schubkarre neben sich gezeigt hätte, die mit Obst beladen war. »Papaya, Mango, Piña, Mamey!«, trällerte der Mann, als sie auf ihn zuging. Er nahm eine Mango und hielt sie hoch.

Ada war so hungrig, dass sie alles aus der Schubkarre hätte essen können, und selbst im Schatten der Gasse konnte sie so viel leuchtendes, pralles Obst sehen, dass sie sich die Lippen leckte.

»Haben Sie Mammi gesagt?«, fragte sie, »Mammiapfel?«

Der Mann tauschte die Mango gegen eine Frucht, die einen Stiel und eine schorfige, braune Schale hatte. »Mamey«, sagte er.

Es sah tatsächlich aus wie ein Mammiapfel. In Barbados waren die Früchte noch nicht reif, aber jedes Jahr im April freute sich Ada darauf. Ihre Mutter legte das Fruchtfleisch in

Salzwasser ein, damit es nicht so bitter war, und Millicent und sie aßen es entweder pur, oder ihre Mutter verarbeitete es zu Apfelmarmelade.

»Wie viel kostet einer?«, fragte Ada.

»¿Quieres?«

»Wie viel?«

Doch der Mann lächelte bloß.

Ada stellte ihren Sack ab und tastete nach den Münzen, die sie mitgebracht hatte. Drei Crowns, die ihre Mutter sorgfältig verwahrt hatte. Ada hatte sie einmal beim Herumstöbern entdeckt, und jedes Mal, wenn sie danach schaute, waren sie noch immer da. Ihre Mutter hatte das Geld vielleicht gespart, doch Ada hatte es in dem Glauben genommen, dass sie alles wieder zurückbekäme, und noch mehr. Jetzt zog Ada eine Münze heraus und hielt sie dem Mann hin. Eine Crown war zu viel für eine einzige Frucht, aber in diesem Moment war ihr das egal. Sie brauchte etwas zu essen. Sie konnte den Mammiapfel beinahe schmecken, konnte beinahe spüren, wie ihr der Saft über das Zahnfleisch lief.

Der Mann nahm die Münze, hielt sie zwischen zwei Fingern, drehte sie prüfend hin und her. Er nickte anerkennend, steckte die Münze in seine Tasche und reichte Ada die Frucht.

Mit dem Fingernagel schälte Ada gleich die dicke Haut ab und biss in das Fruchtfleisch. Es war so zart, dass sie fast weinen musste. Sie holte das Fleisch mit ihren Zähnen heraus, während sie mit dem Sack vor ihren Füßen bei der Gasse stand, und der Mann zuschaute. Sie aß die ganze Frucht bis zum Strunk, an dem sie sog, bis der Geschmack verschwunden war. Dann warf sie ihn weg und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab.

Der Mann, der neben der Schubkarre stand, sah sie mit großen Augen an.

Ada grinste. »Danke«, sagte sie, während sie ihren Sack aufhob.

Sie fühlte sich besser mit etwas Nahrung im Bauch. So bald wie möglich würde sie versuchen, einen Brief zu schreiben und nach Hause zu schicken. Wenn ihre Mutter besorgt war, wovon Ada ausging, würde ein Brief sie vielleicht beruhigen. Wenn ihre Mutter wütend war, wovon Ada ebenfalls ausging, gab es jedoch nicht viel, was sie dagegen unternehmen könnte.

LIZENZAUSGABE FÜR DIE MITGLIEDER DER BÜCHERGILDE GUTENBERG
VERLAGSGESELLSCHAFT MBH, FRANKFURT AM MAIN, LEIPZIG, WIEN UND ZÜRICH

MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG DER CARL HANSER VERLAG GMBH & CO. KG,
MÜNCHEN

DIE ORIGINALAUSGABE ERSCHIEN 2024 UNTER DEM TITEL *THE GREAT DIVIDE* BEI
ECCO IN NEW YORK.

© 2024 BY CRISTINA HENRÍQUEZ. ALL RIGHTS RESERVED.

© DER DEUTSCHSPRACHIGEN AUSGABE: 2025 CARL HANSER VERLAG GMBH & CO.
KG, MÜNCHEN

ILLUSTRATION: © MIKE HALL

DIE BÜCHERGILDE VERBIETET, DAS WERK (TEXT UND ILLUSTRATIONEN) IN
IRGENDWEISE ZU NUTZEN, UM TECHNOLOGIEN DER KÜNSTLICHEN
INTELLIGENZ (KI) FÜR DIE GENERIERUNG VON AUDIO, TEXT ODER BILDERN ZU
TRAINIEREN. SIE BEHÄLT SICH ZUDEM DAS TEXT- UND DATA-MINING NACH § 44B
URHG VOR, WAS HIERMIT DRITTEN OHNE ZUSTIMMUNG DES VERLAGS UNTERSAGT
IST.

ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

1. AUFLAGE 2025

EINBANDGESTALTUNG: COSIMA SCHNEIDER, FRANKFURT AM MAIN UNTER
VERWENDUNG DER KARTE *PANAMA CANAL. MAP. ENGRAVING.* © AKG-IMAGES
SATZ: SATZ FÜR SATZ, WANGEN IM ALLGÄU

EINBANDMATERIAL: NAPUAR KHEPERA VON WINTER & COMPANY GMBH,
EIMELDINGEN

DRUCK UND BINDUNG: CPI BOOKS GMBH, LECK

PRINTED IN GERMANY

ISBN 978-3-7632-7658-5

BEI FRAGEN ZUR PRODUKTSICHERHEIT WENDEN SIE SICH BITTE AN: BÜCHERGILDE
GUTENBERG VERLAGSGESELLSCHAFT MBH, HAUS DES BUCHES, BRAUBACHSTR. 16,
60311 FRANKFURT AM MAIN, DEUTSCHLAND.
PRODUKTSICHERHEIT@BUECHERGILDE.DE

BUECHERGILDE.DE